

Da wenig über die Kindheit des 1857 in Hamburg geborenen Sohnes eines Zigarrenheimarbeiters bekannt ist, greift *Burchard Bösche* auf das seit 1866 erschiene Organ der Zigarrenarbeiter „Der Botschafter“ zurück und schilderte eindrucksvoll die Welt, in die der junge Adolph von Elm hineinwuchs und die ihn prägte. Früh engagierte sich von Elm in der Arbeiterbewegung, was Repressalien nach sich zog. Als sich mit dem Sozialistengesetz die Verfolgung verschärfte, ging er in die USA, kehrte aber vier Jahre später zurück nach Hamburg. Nach dem Ende des Sozialistengesetzes übernahm von Elm eine führende Stellung in der Gewerkschaftsbewegung und gründete eine Tabakarbeitergenossenschaft als Antwort auf die Aussperrung von Hamburger Tabakarbeitern 1890/91.

Von 1894 bis 1907 vertrat der Sozialdemokrat den Wahlkreis Schleswig-Holstein 6 (Pinneberg, Elmshorn – laut Reichstagshandbuch eigentlich „Pinneberg-Segeberg“, Anm. H.M.) im Reichstag. In der Genossenschaftsidee sah er ein Mittel, die „kapitalistische Profitwut“ zu bekämpfen. Die 1894 gegründete Großeinkaufsgesellschaft Deutscher Consumvereine (GEG) wurde schon bald ein wichtiger Partner der Tabakarbeitergenossenschaft. Fünf Jahre später gehörte Adolph von Elm zu den Initiatoren der mit gewerkschaftlicher Unterstützung gegründeten Genossenschaft „Konsum-, Bau- und Sparverein ‚Produktion‘“ kurz „Pro“, die vor allem als Konsumgenossenschaft erfolgreich war und innerhalb weniger Jahre mehrere zehntausend Mitglieder gewann.

Der erfolgreiche Start führte zu einer Reihe von gewerkschaftlich unterstützten Gründungen von Konsumgenossenschaften. Von Elm warb damit für die unternehmerische Tätigkeit der Arbeiter, um die Interessen der Verbraucher zu schützen, um vorbildliche Arbeitsverhältnisse zu schaffen und um die Wirtschaft zu demokratisieren. Zu von Elms herausragenden Leistungen gehörte die Gründung der gewerkschaftlich-genossenschaftlichen Versicherungsaktiengesellschaft „Volksfürsorge“, die sich auf den Versicherungsbedarf der Arbeiter ausrichtete. Von Elms rastloser Einsatz forderte seinen Tribut. Mit nur 59 Jahren starb er 1916 an einem Herzschlag. In einem der Nachrufe wurde er als „ungekrönter König von Hamburg“ bezeichnet.

Es ist ein Verdienst von Burchard Bösche, dass 100 Jahre nach dem Tod endlich eine Biografie vorliegt, die das Leben und Wirken des außergewöhnlichen Arbeiterführers Adolph von Elm darstellt. Seine Büste, die bis vor kurzem noch in dem Gebäude der alten Volksfürsorge stand, kann heute im Hamburger Genossenschaftsmuseum im DGB-Haus, Besenbinderhof 60, besichtigt werden.

Holger Martens

Karen Michels, „Es muß besser werden!“ Aby und Max Warburg im Dialog über Hamburgs geistige Zahlungsfähigkeit. Hamburg (Hamburg University Press) 2015. 112 S., zahlr. Abb. (= Mäzene für Wissenschaft, Bd. 17), 24,80 EUR. Auch online verfügbar, s. http://hup.sub.uni-hamburg.de/purl/HamburgUP_MfW17_Warburg.

Durchquert man das Foyer im Hauptgebäude der Universität Hamburg in Richtung Ernst-Cassirer-Hörsaal, fällt der Blick auf zwei Säulen, an denen sich schwarze Marmortafeln mit Namenslisten in goldenen Lettern befinden. Sie dokumentieren die „Begründer und Hauptförderer“ der 1907 errichteten Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung, wobei die linke Tafel jene 47 Donatoren(-gruppen) auflistet, die

1906/07 mindestens 10.000 Mark gespendet und die Stiftung mithin auf den Weg gebracht haben. Ihren Biografien vor allem, ergänzt um jene von frühen Kuratoriumsmitgliedern, ist die Reihe „Mäzene für Wissenschaft“ gewidmet, die die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung anlässlich ihres 100-jährigen Bestehens im Jahre 2007 ins Leben rief und in der – inklusive dem hier vorzustellenden Buch – bereits 17 Bände erschienen sind. Ausnahmslos wurden sie in unserer Zeitschrift rezensiert, zuletzt *Johannes Gerhards* Biografie über den Unternehmer und Stifter Edmund Siemers (Hamburg 2014, s. ZHG Bd. 101, 2015, S. 232–236).

Auf besagter Liste der Hauptförderer findet sich auch der Eintrag „M. Warburg und Söhne, Hamburg u. New-York“. Jener Hamburger Bankier Moritz Warburg (1838–1910) hatte beim Zustandekommen der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung eine maßgebliche Rolle gespielt; seine Unterschrift findet sich als eine von sechs auf der Gründungsurkunde. Auch dem ersten Kuratorium gehörte er an. Mit den Söhnen waren vor allem die beiden ältesten Aby Warburg (1866–1929) und Max Warburg (1867–1946) gemeint, die sich seit längerem für die Wissenschaften in Hamburg und die Gründung einer Universität engagiert hatten. Gemeinsam stifteten sie 250.000 Mark und damit den zweithöchsten Betrag aller Förderer, die insgesamt ein Gründungskapital von gut 3,8 Millionen Mark aufbrachten – eine beachtliche Summe zur Förderung der Wissenschaften in Hamburg, viel zu gering allerdings für das ursprüngliche Ziel einer Universität. Die Beteiligung von Moritz Warburg und seinen Söhnen war auch insofern etwas Besonderes, als die Familie erstmals für eine Institution spendete, die keinen jüdischen Hintergrund besaß. Das Israelitische Krankenhaus, die Talmud Tora-Schule, den Bau der Bornplatz-Synagoge und viele weitere Projekte hatten die Warburgs großzügig unterstützt, sich aber etwa am Wiederaufbau der 1906 niedergebrannten Sankt Michaeliskirche bewusst nicht beteiligt, um vorhersehbare antisemitische Reaktionen zu vermeiden.

Die im skizzierten Kontext der „Mäzene für Wissenschaft“ entstandene, daher stark komprimierte, mit vielen Abbildungen und nur den notwendigsten Anmerkungen versehene Doppelbiografie über Aby und Max Warburg zählt zu den Höhepunkten der Reihe. Dabei gibt es über keine der hier versammelten Stifter schon so viel Literatur wie über die Warburgs: Kaum noch überschaubar ist die Forschung über den bahnbrechenden Kulturwissenschaftler Aby Warburg und seine berühmte Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg (K.B.W.), nicht Weniges ist auch erschienen über den Bankier Max Warburg wie zur Familiengeschichte insgesamt. Dennoch ist es der in der Warburg-Forschung ausgewiesenen Kunsthistorikerin *Karen Michels* gelungen, nicht nur in der Literatur Vorhandenes prägnant zusammenzufassen, sondern auch neue Akzente zu setzen. Ihr Ansatz, ein Porträt beider Brüder zu schreiben, erscheint nach der Lektüre so naheliegend, dass man sich fragt, warum niemand zuvor auf diese fruchtbare Idee gekommen ist. Ausdrücklich gemeinsam werden auch Aby Warburgs Kulturwissenschaftliche Bibliothek und das von Max Warburg mitgegründete Institut für Auswärtige Politik in den Blick genommen. Wie Michels betont, entwickelten sich diese beiden weit ausstrahlenden Orte gelebter Liberalität in den 1920er-Jahren „in systematischer Parallelität“.

Überhaupt hat das Buch seine besonderen Stärken dort, wo es um das Zeichnen großer Linien geht. Das Grundmotiv beider Biografien, die Frage nach den Lebensmöglichkeiten von Juden in Deutschland, findet sich schon im Titel: „Es muß besser

werden!“ ist ein Ausruf des 23-jährigen Aby Warburg in einem Brief an die Mutter im September 1889, nachdem der Student in Straßburg mit offenem Antisemitismus konfrontiert worden war. „Besser werden“ musste das Verhältnis zwischen christlichen Deutschen und jüdischen Deutschen. Ihrerseits boten Aby und Max Warburg lebenslang Konzepte, Strategien und Leistungen auf, um „dazuzugehören“, um notwendiger Vernunft mehr Raum zu schaffen und ein gleichberechtigtes Miteinander zu fördern. Davon erzählt diese Doppelbiografie ebenso wie von dem existenziellen Scheitern dieses Lebensprojekts.

Das Verhältnis der beiden Brüder war ein besonderes: Immer wieder erzählt wird die von Max Warburg überlieferte Geschichte, sein um ein Jahr älterer Bruder Aby habe ihm das Erstgeburtsrecht und damit die künftige Leitung der Bank gegen die Verpflichtung angeboten, lebenslang alle Bücheranschaffungen für ihn zu übernehmen. Leichtsinnigerweise habe der 12-jährige Max den Vorschlag des 13-jährigen Aby akzeptiert und die Vereinbarung per Handschlag besiegelt. Tatsächlich beschritt Aby Warburg nicht den familiär vorgezeichneten Weg, verweigerte sich einer Karriere als Bankier und studierte stattdessen Archäologie und Kunstgeschichte. Seine Liebe galt, wie Michels hervorhebt, gerade jenen Objekten, die für Juden jahrhundertlang tabu gewesen waren: bildlichen Darstellungen (und ihrer historisch-kontextualisierenden Interpretation). Nachgezeichnet wird ein Loslösungsprozess vom Judentum: Aby Warburg hörte auf, koscher zu essen, sobald er das Elternhaus am Mittelweg verlassen hatte; als erster in der Familie heiratete er – nach jahrelangem Versteckspiel – eine nichtjüdische Frau, und nach dem Tod seines Vaters im Jahre 1910 lehnte er es ab, bei dessen Beisetzung das traditionell vom erstgeborenen Sohn gesprochene Totengebet zu übernehmen und überhaupt an der Trauerfeier teilzunehmen. Ebenso konsequent wie der Erstgeborene die ihm zugedachte Rolle negierte, spielte sie stattdessen der Zweitgeborene: Als künftiger Bankier sammelte Max Warburg berufliche Erfahrungen in Frankfurt, Paris und London, trat anschließend zunächst als Prokurist in die familieneigene Bank in Hamburg ein, heiratete eine jüdische Frau, sprach das „Kaddisch“ am Grab des Vaters und übernahm dann auch offiziell die Leitung von M. M. Warburg & Co, um daraus eine der größten Privatbanken in Deutschland zu machen.

Aus all dem spricht eine Gegensätzlichkeit der beiden Brüder, die auch Karen Michels bis hin zur äußeren Erscheinung und Gemütsart konstatiert, um dann aber im Laufe des Buches immer stärker „auffällig viel Gemeinsames“ herauszuarbeiten. Schon die mehr als tausend Briefe zwischen den Brüdern, die sich im Londoner Warburg Institute befinden, zeugen von einem beständigen Dialog. Ihr Lebensthema war in Abwandlung dasselbe. Die stets potenziell vorhandene, immer wieder auch reale Erfahrung des Ausgegrenztwerdens prägte beide, ebenso wie der Glaube an die Möglichkeit, sich als deutsche Juden durch besondere individuelle Leistung Anerkennung und Gleichberechtigung erwerben zu können. Immer wieder suchten sie neue persönliche Wege zur Integration, immer wieder stießen sie dabei an Grenzen: so etwa in jungen Jahren, als beide freiwillig und offenbar begeistert Militärdienst leisteten, aber erkennen mussten, dass eine Offizierslaufbahn für Juden ausgeschlossen war, völlig unabhängig von Einsatz und Eignung.

Aby Warburgs großes Projekt war der Aufbau seiner Kulturwissenschaftlichen Bibliothek, die als Forschungsstätte besonderer Art, als „alternatives Denk- und Lebensmodell“ in einem zunehmend nationalistisch und völkisch orientierten

Deutschland gedacht war. Ihre Basis wurde während Warburgs jahrelangem Italien-Aufenthalt gelegt; von 1904 an befand sich die Bibliothek dann in den Hamburger Privaträumen und entwickelte sich allmählich zur halböffentlichen Einrichtung, bevor 1926 das eigene K.B.W.-Gebäude in der Heilwigstraße 116 bezogen wurde. Von hier aus sollte, so das Programm, dem Nationalismus das zivilisatorische Potenzial des Humanismus, dem verbreiteten Irrationalismus vernunftgeleitete Erkenntnis entgegengesetzt werden.

Max Warburg seinerseits spielte im politischen und gesellschaftlichen Leben Hamburgs eine zentrale Rolle. Das frühe Angebot, in den Hamburger Senat einzutreten, lehnte er noch ab, weil er dort als Jude nicht ebenbürtig behandelt worden wäre; der Hamburgischen Bürgerschaft aber gehörte er von 1904 bis 1919 in großer Aktivität an. Im Jahre 1919 war er als Finanzsachverständiger Mitglied der deutschen Friedensdelegation in Versailles und begründete zwei Jahre später die Forschungsstelle für die Kriegsursachen, aus der 1923 das von Albrecht Mendelssohn Bartholdy geleitete Institut für Auswärtige Politik hervorging – das erste Friedensforschungsinstitut in Deutschland, eines der ersten in der Welt.

Beide Brüder waren auf ihren, sich gedanklich wie praktisch durchaus überschneidenden Gebieten überaus erfolgreich, beiden wurden auch zahlreiche Ehrungen zuteil, aber beide fußten zugleich auf fragiler Existenz. Aby Warburgs psychische Verfasstheit war im November 1918 so angegriffen, dass er sich bis 1924 weitgehend in Privatkliniken zurückzog. Er starb 1929 und erlebte nicht mehr, wie die K.B.W. Ende 1933 nach London emigrieren musste. Max Warburg wurden nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten nach und nach alle Ämter genommen und schließlich auch die Bank. Von einer USA-Reise im Sommer 1938 kehrte er nicht mehr nach Hamburg zurück und starb 1946 im New Yorker Exil. Schon 1922 hatte er Deutschland vorübergehend verlassen müssen, als es nach der Ermordung von Außenminister Walther Rathenau auch ihm gegenüber Morddrohungen gegeben hatte.

Die Doppelbiografie vermag zentrale Aspekte der Lebenswege von Aby und Max Warburg vergleichend zu schildern und den Dialog der Brüder über „Hamburgs geistige Zahlungsfähigkeit“, wie es im Untertitel des Buches unter Verwendung eines Aby Warburg-Zitats heißt, zu beleuchten. So souverän die beiden Protagonisten, insbesondere der Kulturwissenschaftler, beschrieben werden, so blass wirken dagegen mitunter die geschichtlichen Kontexte. Zwar heißt es, Aby und Max Warburg hätten mit Gründung der Hamburgischen Universität 1919 „eines ihrer Lebensziele“ erreicht, doch bleibt die Schilderung der (Vor-)Geschichte dieser Institution allzu vage und bisweilen fehlerhaft. Zumindest missverständlich ist die Formulierung, das 1895 von Werner von Melle reorganisierte Allgemeine Vorlesungswesen habe die verschiedenen in Hamburg schon ansässigen wissenschaftlichen Institute „vereinigt“, und der ursprüngliche Impuls für das 1908 eröffnete Kolonialinstitut ging wohl doch eher vom Reichskolonialamt in Berlin als von den Hamburgern aus. Ohne kritische Einordnung bleibt dann die Charakterisierung dieser Einrichtung, wenn sie als „einzigartige, sehr hamburgische Schnittstelle aus wissenschaftlichen, politischen und finanziellen Interessen“ beschrieben wird. Zur Diskussion um die Gründung einer Universität in Hamburg ist vom „erklärten Widerstand“ aus „weiten Kreisen der Bevölkerung“ die Rede; belegen lässt sich hingegen nur, dass die nicht demokratisch legitimierte Bürgerschaft die Universitätsvorlage Werner von Melles im Oktober 1913 – nicht, wie ange-

geben, im Sommer – mit knapper Mehrheit zu Fall gebracht hat. Im Zusammenhang mit Erwin Panofskys Ernennung zum Privatdozenten 1920 heißt es, seine Zugehörigkeit zum Judentum habe in diesem Moment keine Rolle gespielt, weil die Hamburger Universität „von Traditionen und Rücksichten unbelastet agieren“ konnte. Doch leider gab es diese Belastungen durchaus und ebenso einen wahrnehmbaren Antisemitismus von Anfang an. Mit diesem konfrontiert war auch Ernst Cassirer, dessen Wahl zum Rektor der Universität im Jahre 1929 zwar thematisiert wird, ohne allerdings zu erklären, auf welche Weise dieses für einen Juden in Deutschland kaum erreichbare Amt für ihn möglich wurde (nämlich auch dadurch, dass die Hälfte der mehrheitlich national-konservativen Ordinarien zur Rektorstwahl gar nicht erst erschien). Problematisch ist auch, wenn Fritz Saxl ohne Anführungszeichen als „halbjüdischer Kunsthistoriker“ bezeichnet wird und es von Albrecht Mendelssohn Bartholdy heißt, er sei „evangelisch getaufter Jude“ – obgleich seine Familie schon drei Generationen zuvor konvertiert war (zu „AMB“ s. die Besprechung von *Tb. Lackmann* in dieser ZHG).

Und schließlich sei erwähnt, dass für eine erwünschte zweite Auflage des Buches noch manche Fehler im Einzelnen zu korrigieren wären: Albrecht Mendelssohn Bartholdy war nicht der Urenkel, sondern der Enkel des Komponisten Felix Mendelssohn Bartholdy, und Albert Ballin starb bekanntlich nicht am 10. November 1918, sondern, möglicherweise durch Suizid, am geschichtsträchtigen 9. November.

Diese Monita ändern freilich nichts daran, dass es sich bei dem Band um ein vielfach anregendes Buch über zwei eindrucksvolle Persönlichkeiten handelt, das nicht allein ein historisches Thema behandelt. Grundsätzlich geht es hier, wie Karen Michels in der Einleitung schreibt, um den Umgang mit Minderheiten und „damit um ein in Europa aktuelles und brisantes Problem“.

Rainer Nicolaysen

Horst Möller, Regionalbanken im Dritten Reich. Bayerische Hypotheken- und Wechselbank, Bayerische Vereinsbank, Vereinsbank in Hamburg und Bayerische Staatsbank 1933–1945. Berlin, Boston, MA (De Gruyter Oldenbourg) 2015. VIII, 316 S., Abb., Kt., 34,95 EUR.

Die deutschen Großbanken haben schon vor vielen Jahren ihre Archive offengelegt, um ihr Verhalten und ihr Handeln während der nationalsozialistischen Diktatur von unabhängigen Historikern analysieren zu lassen. Nun sind die kleineren Regionalbanken an der Reihe. Ob sich durch die Auswahl von drei bayerischen Banken, darunter eine Staatsbank, und einem norddeutschen Institut die Rolle der Regionalbanken in der Nazizeit schon generalisierbar darstellen lässt, mag dahingestellt bleiben. Sie ist wohl mehr dem Wohnsitz des Autors dieser Studie geschuldet, denn er ist em. Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität München und war bis 2011 Direktor des Instituts für Zeitgeschichte München-Berlin. Mit Sicherheit ist die Monografie ein interessanter Beitrag zu diesem Thema.

Die Studie beginnt mit einer vorzüglichen Darstellung der wirtschaftlichen Ausgangssituation der deutschen Banken in der Zeit vom Ende des Ersten Weltkrieges bis zur Machtergreifung der Nationalsozialisten. Der Dawes-Plan vom August 1924, der die Reparationszahlungen Deutschlands an die Siegermächte des Ersten Weltkrieges regelte, ließ viel Geld aus USA nach Deutschland fließen, so dass man von den „goldenen 20er-Jahren“ der Banken sprechen konnte. Aber hier gab es einen Geburtsfehler: Es handelte sich um kurzfristig fälliges Geld, das die Empfänger langfristig angelegt